Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 51

Artikel: Was Dir bestimmt [Fortsetzung]
Autor: Markwalder, Marga
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-649980

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

19. Fortsetzung

«Hausarzt! Was will das bei euch schon heissen! Ihr habt ja bei jeder neuen Krankheit einen andern. Soso. Dann war also er es, der bei Annelies letzthin ... Natürlich, das gleicht euch wieder! Immer mit dem Feuer spielen, sich keine Gelegenheit entgehen lassen, wenn es etwas zu zeigen gibt ...»

«Wilhelm!» entrüstete sich die Frau, welche in strahlendem Abendschmuck prangte, «ich bitte dich!»

Wilhelm liess sich aber nicht bitten und fuhr weiter:

«Kommen wir wieder zur Sache! — Dieser Dr. Germann wünscht dich also zu heiraten. Annelies. Wie stellst du dich dazu? —

«Nun?»

Annelies zuckte die Schultern, sie konnte nicht reden, sie hätte heulen und toben mögen. Doch da, in ihrer Hand, lag ein Bogen Papier, daraus strömten soviel Liebe, soviel Sorge, so warmempfundene, ehrliche Versprechungen — aber auch soviel Härte und Unbeugsamkeit.

«Hast du ihn lieb?»

Annelies nickte schluckend.

«Was ist geschehen, ‚Annelies?! Das muss ich jetzt wissen!» Die Verstörtheit seiner Tochter fiel ihm auf und weckte allerhand am Wege liegende Vermutungen in ihm.

«Geschehen? ... Nichts!!» Ihre Augen sprühten auf.

«Schön», beruhigte der Vater, «ist mir auch lieber. — Du hast ihn also gern, möchtest ihn aber nicht heiraten. Ganz modern, wie es zu euch passt. — Früher kam mit der Liebe gleich der Wunsch zur Heirat, heute ... na ja. — Dass dieser Mann auf meine Unterstützung verzichten will, könnte mir ja nur lieb sein.» Er lachte kurz auf: «Und das gibt er mir noch schriftlich! Ein Original! Das würde er ohnehin eines Tages bitter bereuen, ich kenne doch mein Fräulein Tochter!» «Also, bitte, äussere dich jetzt endlich, wenn du so gut sein willst! Ich habe noch ein paar dringende Sachen zu erledigen.»

Hierauf stiess Annelies stossend ihr Elend hervor, in unzusammenhängenden Sätzen, schluchzte zwischenhinein etwa auf und benutzte ihr Taschentuch, bis Mama nicht mehr an sich halten konnte:

«Ich muss schon sagen: ich halte diesen Mann für gänzlich unzurechnungsfähig.» Sie hatte schon so manchen Roman gelesen, so manchen Film bewundert und beschluchzt, in dem ein armer Mann ein reiches Mädchen heiraten durfte; aber dass dieser arme Mann von dem reichen Mädchen verlangte, es müsse mit ihm seine Armut teilen, für ihn sich abschinden — nein, das ging entschieden über ihr Fassungsvermögen! «So etwas ist noch nie erhört worden! Sonst hiess es immer: Wer zahlt, befiehlt ...»

«Und jetzt kommt einer und findet: Nur wer arbeitet, hat ein Recht, zu befehlen», fuhr Wilhelm Amberg merkwürdig heftig auf. Gab ihm wohl der Brief diesen ungewohnten Mut? «Die Arbeit würde dir zwar nichts schaden, rein gar nichts, Annelies. Doch meine Töchter sind nicht dazu erzogen worden, in einem kleinen Dorfe draussen die werktätige Arztfrau zu spielen.»

«Das meine ich eben auch», stimmte Mama stolz bei.

«Das war kein Lob, Elena, sondern eine recht betrübliche Feststellung. Und meine Tochter tut klüger daran, der Welt das ausgeleierte Schauspiel von Heirat, Flitterwochen, Krach und Scheidung zu ersparen. Das wird nämlich das Ende sein: du willst nicht nachgeben, er will es schon gar nicht — daraus entsteht keine Ehe.»

«Das finde ich auch», Elena schenkte sich zur Stärkung etwas erkalteten Kaffee ein. Im ganzen war sie von der Unterredung befriedigt. Annelies war ja gottlob so vernünftig, sich nicht durch eine solch unbedachte und unstandesgemässe Heirat um ihr Glück bringen zu wollen.

«Was schreiben wir ihm?» Wilhelm Amberg nahm den Brief aus der Hand seiner Tochter. Annelies schwieg und kämpfte gegen einen wilden Tränenstrom an. «Liebe kleine Frau ...»

«Wir danken für die Ehre, die er uns mit seiner Werbung erwiesen hat; wir Eltern glauben aber nicht, dass unsere Tochter zur Frau eines Landarztes tauge ... Auch Annelies wolle unter diesen Umständen lieber verzichten und so weiter. Die Sekretärin wird das morgen erledigen. Das ‚unter diesen Umständen' kann er dann auslegen, wie er will. Vielleicht ist er gewillt, diese Umstände etwas zu mildern und für Annelies annehmbarer zu gestalten; das ist dann seine Sache. Ist es recht so, Annelies? — Und übermorgen kann Mama mit euch nach Biarritz reisen.»

Annelies floh mit einem Gutenachtgruss durch die teppichbelegten Räume und Gänge in ihr Zimmer. Würgendes Mitleid mit sich selbst erfasste sie. So grausam und lieblos stellte das Schicksal sie vor die Entscheidung. Und sie konnte sich doch nicht entscheiden, sie wollte eben beides: Wie konnte man leben ohne Kino, Theater, Tanzabende, ohne gesellschaftliche Freuden und Wochenendbetrieb! Wie konnte man leben ohne Paul Germann, den wüsten, bösen! Sie liebte ihn, sie sehnte sich nach ihm, nach seinen Küssen, seinen ernsten Augen, wie sehr, das wurde ihr jetzt bewusst. Sie war sogar fest überzeugt davon, dass sie mit ihm glücklich werden würde, aber nicht «auf dem Lande», bei Kühen und Pferdeknechten, sondern in einer Villa am Zürichsee, mit Tennisplatz, Auto und Motorboot. Von zwei Seiten wurde sie nun gezerrt, gehetzt, zwischen zwei Mühlesteinen zerrieben. Sie sah sich bereits im wahrsten Sinne des Wortes abgezehrt und aufgerieben, bleich, mager — und kein Mensch hatte Mitleid mit ihr in ihrem Elend. Doch da schlich sich in ihr schwarzes Elend etwas zauberhaft Blaugoldenes: Sand, Meer und Sonne von Biarritz! Auf diese Reise verzichtete sie nie und nimmer. Während sie sich aufgeregt und hastig entkleidete, immer noch schnupfend und tränend, liess sie schon in Gedanken ihre Badeanzüge, Kleider und Mäntel vor den Augen vorbeiziehen, verwarf dieses und jenes und kaufte noch manche «Kleinigkeit» hinzu. Als sie aber in das grosse Himmelbett geschlüpft war und die Lampe ausgeknipst hatte, fiel der ganze Jammer von neuem über sie her. Sie nahm das Kissen in die Arme und presste ihr Gesicht hinein. «Paul — wenn du mich lieb hast» gib doch nach! Sag, es sei nur eine Prüfung gewesen, du habest sehen wollen, ob ich den guten Willen hätte». Sie vergass, dass sie eben diesen guten Willen nicht bewiesen und darum auch keinen Anspruch auf Belohnung zu erheben hatte! —

Annelies langte ein neues Taschentuch unter dem Kopfkissen hervor und trocknete sich die Augen. Schliesslich fand sie einen Trost: «Wenn ich stark bleibe und nicht nachgebe, dann wird er schon weich werden. Papas Brief» — von der Sekretärin auf der Maschine geschrieben — «und mein Schweigen — bis ich aus den Ferien heimkomme, hört er bestimmt nichts mehr von mir! — werden ihn ganz zermürben. Also blieb sie stark.

*

Biarritz! Das vornehmste Publikum vergnügte sich in dem Badeort am blauen Strande des Atlantik. Aus aller Herren Länder strömten sie herbei, um mit ihren Titeln, ihren Juwelen und ihrer Schönheit zu glänzen. Sogar Wilhelm Ambergs nicht gerade einwandfrei er-

worbenes Vermögen wurde klein neben dem märchenhaften Reichtum dieser internationalen Grössen. Fürsten, Diplomaten, Grossindustrielle, Filmschauspielerinnen — sie alle betäubten ihr Gewissen durch Liebelei, Sport und Tanz, prunkten und schlemmten um die Wette.

«Bonsoir, Monsieur!»

«Kannst du nicht grüssen, Annelies! Was muss ich mich ärgern mit dir! Wärst du doch zu Hause geblieben mit deinem missmutigen Gesicht! — Warum hast du den Conte nicht gegrüsst?»

«Das was er? Nun, ich habe ihn halt übersehen», meinte Annelies ungerührt. «Es hat so viele Grafen hier ... Mir liegt nichts an neuen Bekanntschaften.»

«So. Das hätte ich mir ja denken können! Aber ich habe dir schon in Paris gesagt: nimm dich zusammen! Wir wollen nicht leiden unter deiner abscheulichen Laune!»

Nein, Annelies gefiel es hier gar nicht. Der Mutter Bestreben, sie mit all diesen reichen Nichtstuern bekannt zu machen, widerte sie diesmal an, sie spürte darin allzugut das Bemühen, sie über einem neuen Abenteuer Paul Germann vergessen zu machen.

«Darf ich Ihnen meine jüngste Tochter Annelies vorstellen?»

«Sehr angenehm, habe die Ehre!» Von den Lebemännern ein Handkuss. «Freut mich riesig!» Von den Sportkanonen ein fester Händedruck.

Dann plätscherte das Gespräch weiter. Sie waren überall und in allen Gebieten zu Hause, diese Herren. Sie kannten alle Spielsäle, alle berühmten Künstler der Welt, deuteten sogar mit gemeinem Lächeln unlautere Beziehungen zu denselben an; sie hatten dort schon gegessen, an jenem Ort übernachtet, waren hier auf der Jagd gewesen, hatten jenen Berg «gemacht», auf jener Piste schon gesiegt. Sie sprachen von Diktatoren und Präsidenten als von ihren Freunden und guten, harmlosen Bekannten. Kurz, sie kannten alles, sie waren «die grosse Welt». Annelies lachte und scherzte überlaut mit ihren Anhängern, aber sie ertappte sich immer wieder dabei, wie sie auf die Suche ging nach einem Mann mit dem gleich tiefen Lebensernst und dem Verantwortungsbewusstsein Paul Germanns. Und das war nun freilich nicht der richtige Ort, einen solchen Mann zu suchen ...

Ach, die gute Annelies! Sie gestand es sich nicht ein, dass sie im Grunde genommen von dieser männlichen Unbedingtheit angezogen wurde, überzeugt war von der Richtigkeit seiner Ansichten, ja, dass sie ihr geradezu einleuchteten, weil sie, — so ganz abweichend waren und sie diesen Ideen in ihren Gesellschaftskreisen nicht begegnete. Diese Ferientage wurden ihr zu einer Reihe von Enttäuschungen. Sie wusste, dass es ihr hier in Biarritz nicht gefiel und beehrte darum die ganze

(Fortsetzung auf der nächsten Seite)

Christrosen

Es ist ein Ros entsprungen

Eine alte Weihnachtslegende, neu erzählt von **Paul Frima**

Durch den verschneiten Tann pfiff ein kalter und schneidender Wind. Die Schneekristalle zerbrachen unter dem schweren Tritt eines Mannes. Sein Bart war mit Eiszapfen behängt und glich einem alten Kristalleuchter. Die Spuren eines vorauslaufenden Hundes hätte man mit Kleeblattass verwechseln können. Aus der Hundenase stieg heisser Dampf in die winterliche Luft empor. Wenn ein Häslein über den Pfad huschte, hetzte der Hund ihm sonderbarerweise nicht nach, sondern trottete ruhig weiter. Schneeflocken tänzelten nieder und setzten sich sanft und leise auf die kahlen Aeste und den Boden. Wer mochte der Mann sein, der so gemächlich fürbass schritt? Ein Jäger kaum, denn er trug kein Gewehr bei sich, und sein Hund setzte aufgescheuchtem Wild nicht nach. Hirsche, Rehe, Füchse, Dachse und Eichhörnchen flüchteten nicht ins Dickicht, wenn der sonderliche Wanderer nahte. Zutraulich kam alles Getier des Waldes herbei, um den späten Pilger mit grossen glänzenden Augen zu bestaunen. Bloss Meister Lampe blieb ein Hasenfuss.

Es war jene Nacht, in der keinem Leid geschah. Es war die Heilige Nacht, die vor allem Bösen feit. Der Mann, der suchend im Forste umherging, war der heilige Bruder Franz. Schon den ganzen Tag über hatte er im Schnee gescharrt, nach Grün und Blümchen gesucht. Seit Jahren schmückte eine unbekannte Hand in der nahen Dorfkirche das königliche Haupt der Mutter-Gottes-Figur mit einem Kranze frischer Blumen, Christrosen, deren Blätter veilchenblau schimmern wie Perlmutter, Tannengrün, Efeu- oder Mistelbüschel mit den kleinen Propellern und den feinen Perlen daran. Und immer wieder kniete die gläubige Gemeinde vor dem Wunder nieder, und sie alle konnten es nicht fassen, wer zu solcher Zeit der gebenedeiten Mutter den Schmuck darbrachte.

Dieses Mal fand Franziskus weder Grün noch Blumen. Vom vielen Stapfen im tiefen Winter wandermüde und matt, und schweren Herzens, so fanden den Heiligen struppig und zerlumpt aussehende Wilderer und Räuber. Hinter Baumstämmen tuschelten sie, wie sie den Müden ausrauben und umbringen könnten. Nachdem sie übereingekommen waren, schleppten sie ihn an eine einsame Fluh, über welche sie Pater Franz hinunterstürzen wollten. Der aber kniete andächtig, auf Gott vertrauend, nieder und sprach ein frommes Gebet.

Und siehe da, es geschah mitten im kalten Winter, dass aus Schnee und Eis, aus Fels und Grat weisse Lilien, rote Rosen und leuchtende Veilchen sprossen. Der gute Franziskus pflückte alle die Blüten, um sie zu einem Krönlein herzlichster Pracht zu binden. Vom Himmel aber schwebte zu selbiger Zeit die heiligste aller Mütter hernieder. Eitel Licht flutete um sie. Der Heilige nahm sein Kränzlein und setzte es behutsam auf das güldene Haar Mariens. Die beiden Menschen aber mit dem bösen Vorhaben im Herzen flohen vor Schreck, und gebannt vom überirdischen Lichte, auf und davon.

Tiefe Nacht brach herein, doch der himmlische Stern führte den einsamen Wanderer in seine Klause. Als aber am Weihnachtsmorgen die Dorfgemeinde in die Kirche kam, da leuchtete die herrlichste und schönste Blütenkrone vom Haupte der gotischen Marienfigur, die huldvoll zu lächeln schien.

Welt, Germann inbegriffen, mit einer leisen, ingrimmigen Wut.

Kein Wunder, dass Frau Direktor Ambergs Freude an dieser Tochter nur eine bedingte war. Im übrigen war sie von der Entwicklung der Dinge aber sehr befriedigt: Lilian meinte, in einem bulgarischen Staatsbeamten einen ernsthaften Freier gefunden zu haben, und um die missmutige Annelies bewarb sich ein reicher, italienischer Graf. Letzterer hatte zwar nach Elenas Meinung einen Fehler; er war zu fromm. Jeden Morgen besuchte er die Frühmesse, jeden Sonntagmorgen den Gottesdienst. Es hiess von ihm, er «verschwende» Unsummen an die Kirche, ja, er habe sogar einmal zu Fuss, wie ein Bettler, sämtliche Wallfahrtsorte Italiens besucht. So etwas! Ihr Mutterherz schwoll mächtig an; sie sah sich bereits im Geiste als Schwiegermutter einer Exzellenz und eines Grafen, die Ferien abwechslungsweise am Gardasee und in Sofia verbringend. Herz, was willst du noch mehr?! Im nächsten Brief an ihre liebe Freundin musste sie diese Möglichkeit — nein, Wahrscheinlichkeit — unbedingt andeuten, nahm sie sich vor, mit kühnem Gedankensprung über jene leidige Sache mit Annelies und ihrem Landarzt hinwegsetzend. — *

«Sehen Sie, dies hier ist mein Haus am Gardasee, in der Nähe von Gardone, wenn Sie wissen, wo das liegt.» Pietro di Cattaro reichte der neben ihm im Sande sitzenden Annelies eine Photo hin. «Haus» nannte er die wundervolle Villa mit der Säulenvorhalle aus weissem Marmor!

«Sehr schön», sagte sie bedrückt und reichte ihm das Bildchen wieder hin. Sie liess sich den heissen Sand durch die Finger auf ihre Oberschenkel rieseln, immer wieder, unablässig. Und der Verführer lockte weiter. Er sprach von dem zauberhaften Park, von Riesenbäumen und weichen Rasenteppichen, schweigenden Teichen und Farrendickicht, von der kristallenen Reinheit und Bläue des Gardasees, von einer fürstlichen Winterwohnung in Mailand, von der gesellschaftlichen Elite der Weltstadt, Opernabenden in der Scala, von der hohen Kultur und der alten Tradition seines Lebenskreises. Der Graf wusste nicht, dass vor all diese Bilder, die er mit südlich bewegtem Temperament vor Anneliesens Augen heraufbeschwor, sich diejenigen eines kleinen Dorfes im Zürcher Oberland schoben — Bauernhäuser, dampfende Kühe, Miststöcke, rauchende Küchen, ein weisser Arztkittel, liebevolle Augen. Kleine Frau ...

«Und nun, Anna Lisa?» Er haschte nach ihrer spielenden Hand. «Darf ich Sie bitten, dieses Leben mit mir zu teilen? — Sehen Sie, es ist manchmal so einsam um mich. Was gilt mir all dieser Reichtum, wenn ich allein bin? Ich kann Freude damit machen, gewiss, aber ich bleibe trotzdem einsam. Ja, als meine Mutter noch lebte ... Ich war auch verheiratet, vor langen Jahren ... Eine junge Frau würde wieder frohes Leben in das grosse Haus bringen. — Was meinen Sie?»

Annelies hatte diese Frage schon lange mit Bangen erwartet und sich tausendmal überlegt, was sie antworten sollte. Wenn sie Paul Germann nicht kennengelernt hätte: ja! Mit tausend Freuden! Aber so, mit der Sehnsucht nach einem andern, nach einem unglaublich verbohrten Starrkopf im Herzen? Welch ein Himmel an Glückseligkeit würde sich ihr öffnen, wenn dieser Graf Paul Germann wäre! Sie haderte mit dem Schicksal, dass er es nicht war. Sie schaute auf zu dem Manne an ihrer Seite. Er mochte etwa gegen fünfzig Jahre alt sein. Sein Gesicht war leicht aufgedunsen, seine Züge trugen Zeichen der Müdigkeit, und auch in seinen Augen lag wie ein feiner Schleier der Weltüberdruss, doch es waren schöne, gute Augen. Anneliesens Menschenkenntnis sagte ihr, dass er ein gütiger, zuvorkommender und geduldiger Mensch sei, der eine dreissig Jahre jüngere Frau vergöttern und auf den Händen tragen würde.

«Warum muss denn gerade ich diese Frau sein?» versuchte sie schliesslich zu lächeln, und es war ihr ernst mit der Frage.

(Fortsetzung folgt)

Ds ewige Brot

(Aus «Christnacht» siebe Legände vom Hans Rudolf Balmer-Aeschi, erschiene im Beg-Verlag, Bern

Wie ne großi, füürigauldigi Chrugle isch d'Sunne hinder de Bärgen i ds Meer abe. Da het vor em Paläschtli vom Landpfleger z'Bethlehem e Putzfrau grad ds letschte Fägwasser i Stedtlibach gläärt, wo gar grüsli schütter u schier ustrochnet i sym Steiplattechänel mitts dür d'Straß us grünelet isch. U du het di gueti Frau no ne ganze Rung müeße warte, bis ere d'Landpflegere du ändtlige die paar Schärfleni Putzlohn vor d'Türen usegreckt het. U mi het doch gseh, wie das abgwärchete Wybli schier verzablet isch für hei.

„Eh, du Myn! Was wärde die Purschtleni afe plange!" het es meh as einisch schier lut zue sech sälber gseit. Syt Wuche hei sie ekes Brot meh gha. Syt mänger Wuche nüt meh anders als das Tröpfli Milch vo ihrer Gybe, wo doch sälber schier verhungeret isch. Un es paar Olive, wo ne d'Nachbere us luter Erbarme hei gäh! U we me weiß, was so sibe hungerigi Müler möchten uf d'Syte ruume! U jetz, hüt het ds Bethli afe einisch ume zur Landpflegeri chönne ga putze, u we die scho geng am schlächtischte zahlt het, so isch halt öppis geng no besser als nüt! Un am Morge, wo-n-es gangen isch gäb's nume rächt het afah tage, da het es syne sibe Purschtlene gseit, sie sölle de rächt liebi sy u aständig, daß d'Nachberslüt nid öppe z'chlage heige u gnet zunand mege, daß es nüt Dumms gäb. Am Abe bring es de nes Brot hei, es ganzes Brot! D'Purschtleni hei schier tah wie lätz, dänk men o, es Brot, nach sövli länger Zyt umen einisch Brot!

Da isch si nid z'verwundere, daß das Bethli du afe planget het, wo d'Landpflegeri geng u geng ume cho isch u keinisch het wölle Fürabe gäh. „No grad da das Plättlibödeli fuecht ufnäh u no grad di zwe, drei Marmortritte fäge u de no grad chly ds Mösch vo de Türe u — — —" We das nid afe isch gsi zum tubetänzig wärde. U we me de nid no geng mey u mey Lüt hätt ghört uf der Straß usse! Der Cheiser het ja nes Bott erlah gha, daß jede i sy Heimatort müeße het, daß me d'Lüt chönn zelle im rönische Rych. U we albe ds Bethli a Brunnen use müeße het, so het es jedesmal voll Angscht d'Straß ab gluegt, zum Beck abe u het gseh, wi das dert ums Brot gangen isch! U we me jetz de nid gly cha gah, so fähnt si nid, dä het usverchauft, u de het me no einisch ekes Brot!

Drum het ds Bethli chuum syner paar Schärfleni Putzlohn i der Hand gspürt, so isch es i de Länge d'Gassen ab, em Beck zue. Aber mi isch wäger übel gsi mit Pressiere, mi isch schier nid nähenand verbycho. U ersch bim Beck nide! Bis wyt i d'Straß use sy d'Lüt gstande u hätte Brot wölle. Mi hätt scho gmangt über d'Chöpf z'laufe, we me hätt wölle zum Brotbank vürecho. Aber es hätt eim wäger nid emal öppis vürtreit. U der Huswand isch der Beck uf eme Stüehli obe gstande u het gschwitzt u d'Händ verworfe u den Lüten über d'Chöpf wägg brüelet, sie sölle doch um der Tuusiggottswille luggsetze gäb sie-n-ihm no ds ganze Büsli übere Huufe drückt heige! Er heig's ja jetz scho mängisch gseit, er heig doch kes Brot meh, eifach ekes meh, kes Brötlibrösmeli meh! Morn gäb's de ume, we ömel ds Mähl von der Mühli zuche mögi

Was hei da d'Lüt anders wölle als gah? Die Meischte hei sie chönne tröschte, si heige ömel no nes Räschteli. Aber em Bethli isch es zäntnerschwär ufs Härz gfalle. Ke Brot! Du myn Zyt! Ke Brot! Däwäg het's es de Purschtline versproche gha u däwäg hei sech die druf gfreut u däwäg plange sie jetz deheime, daß ds Müeti chöm, es guldigs bruuns Brot usem Arm. Em Bethli isch es gsi, es mög gar nid hei, mög syne Putzline gar nid under d'Ange. Es het ds Gält i de Fingere gspürt u hätt's em liebschte furtgschosse, weiß der Herr wi wyt! Für was Gält, we d'Chind glych müeße Hunger ha; für was Gält, we me doch kes Brot derfür überchunnt!

Es isch langsam ds Gäßli us dur d'Nacht, ufe gäge ds Nazarenertor, wo-n-es grad dernäbe, zwüschem Pinteſtall u der Stadtmuur sys lützle Häsli gha het. Es isch fyschter worde, un es het's niemer gseh, wi-n-ere arme Mueter ds Augewasser i warme Bechline über ihrer magere Backen abe glüffen isch.

Ja, dos Bethli! Es het wäger nid es liechts Läbe gha, u nid mängs hätt sech däwäg hizoge u sech gwehrt gäge Hunger u Not. Scho zu Läbzyte vo sym Maa hei sie schmal gnue düre müeße, u doch het's es jetz albe düecht, das syg di einzigi Zyt gsi, wo d'Sunne a sym Läbeshimel gschunne heig. Wi hei sie sech doch a de Chinde gfreut, wo eis ums andere agstanden isch, alli so gsund u hällis u lieb; es isch ne wäger kes vürig gsi. U du isch ds Unglück cho. Der Simon het sech lah mitzieh, wo's vor vier Jahre gäge Landpfleger losgangen isch, wo-n-er hätt sölle abgsetzt wärde u vertribe, dä Lüteschinder u Tyrann! Aber es isch lätz usecho. Der Herodes het vo der Verschwörig ghört — er het doch allnen Orte syner Spione u Hälfer — un c. het si bitter grächt! E ganzi Zylete vo de örevschte Manne hei müeße ds Land verlah, sy i d'Legione gsteckt un i alu Wäit use gschickt worde, u schier no meh hei müeße uf die grusamschti Art ds Läbe lah, sy gchöpft oder gchrützigt worde. U bi dene isch o der Simon gsi, em Bethlis Maa. U syder het es wäger schier ke schöni Stund meh gha, un es wär gwiß meh as einisch verzwyflet u hätt weiß nid was gmacht, wenn es nid syner Chind hätt gha. Di arme Tröpfli! Scho sie hei müeße etgälte, was ihre Vatter gäge Landpfleger het im Sinn gha! Niemer het sie trauet, mit ne öppis wölle z'tüe ha,